

Allgemeines, Festschriften

Der Dienst der Evangelischen Kirche an der Hochschule. Eine Studie im Auftrag der Synode der EKD. Hg. vom Kirchenamt der EKD. Gütersloh: Mohn 1991. 328 S. 8°. Kart. DM 29,80.

In der Reihe der kirchlichen Mitgliedschaftsuntersuchungen liegt nun, nach den beiden generellen EKD-Umfragen über Kirchenmitgliedschaft von 1974 und 1984, eine spezielle empirische Untersuchung über das Verhältnis der an den Hochschulen der Bundesrepublik Deutschland (West) Studierenden zur Evangelischen Kirche vor. Zu einem erheblichen Teil jedenfalls kann die vorliegende Studie als derjenige Beitrag zur kirchlichen Mitgliedschaftsforschung angesehen werden, der speziellere Auskunft zu geben vermag über das Selbstbild, das junge Erwachsene auf einem formal höheren Bildungsniveau von ihrem Verhältnis zur Kirche haben. Allein, einen differenzierenden Beitrag zu den kirchlichen Mitgliedschaftsuntersuchungen zu geben, lag nicht im ausschließlichen Interesse dieser Studie, weshalb sie sich selber auch nicht in der Reihe dieser Forschungsunternehmen ver-

ortet. Sie war vielmehr von der EKD-Synode im November 1986 in Auftrag gegeben worden, um der kirchlichen Arbeit an den Studierenden, wie sie vor allem von den Studentengemeinden und Studentenpfarrern geleistet wird, seinerzeit aber gerade auf EKD-Ebene auch Anlaß zu manch heftigem Streit bot, eine kritische Orientierung zu geben. So enthält die Studie denn auch über den empirischen Teil hinaus, einerseits eine Analyse der Studienbedingungen, der Bildungssituation im Kontext der Hochschule, andererseits grundsätzliche theologische und organisationspragmatische Überlegungen zur Zielsetzung und Durchführbarkeit kirchlicher Arbeit, nicht nur in Gestalt der Seelsorge an den Studierenden, sondern am Ort der Hochschule und damit im Zusammenhang des Wissenschaftssystems überhaupt.

Die Studie wurde in mehreren Schritten ausgearbeitet. Sie enthält 1. eine Dokumentation des Standes der Hochschulforschung hinsichtlich der Situation der Studierenden an den Hochschulen (Kap. 1 u. 2, Teil A); 2. eine schriftliche Befragung der Studentengemeinden und Studentenpfarre sowie das Ergebnis einer Konsultation mit rund 40 Vertretern von Studentengemeinden und Studentenpfarrern (Kap. 1, Teil C); 3. Experteninterviews zur Situation der Studierenden und zu den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen der Hochschule (Kap. 2, Teil C); 4. eine empirische

Untersuchung des Verhältnisses der Studierenden zu Religion, Glaube und Kirche, einmal aufgrund narrativer, biographischer Interviews, zum anderen aufgrund einer Repräsentativuntersuchung über die quantitative Verteilung religiöser Haltungen und Sichtweisen (Teil A, Kap. 3); 5. theologische Grundsatzüberlegungen und praktische Empfehlungen durch von der Kammer der EKD berufene Arbeitsgruppen. Vorbereitet, abschließend durchgeführt und zum vorliegenden Text ausformuliert wurden alle diese Arbeiten durch die Studien- und Planungsgruppe der EKD unter der Leitung von OKR Rüdiger Scholz. Insgesamt sind die Ergebnisse dieser Studie von solchem Gewicht, daß sie von allen, die für die kirchliche Arbeit an den Hochschulen und Universitäten Verantwortung tragen, intensiv diskutiert werden sollten. Im Folgenden kann lediglich versucht werden, die wichtigsten Diskussionspunkte aufzuführen:

Die umfangreiche Hochschulforschung resümierend, nimmt die Studie ihren Ausgang von der Feststellung 1. der ungeheuren Expansion des Hochschulbereichs, 2. seiner inneren Differenzierung nach Standorten, Organisationstypen und Qualifikationsstandards, 3. seiner dominant funktionalen Ausrichtung auf den Bildungsbedarf der modernen Industriegesellschaft. Die seit den 70er Jahren enorm gestiegenen Studentenzahlen, die Explosion der verfügbaren Information und die zunehmende Fremdbestimmung der Universität durch die Verzweckung ihres Wissenschaftsbetriebes auf seine ökonomisch-technologische Verwertbarkeit kennzeichnen die gegenwärtige Situation der Hochschulen, sowie das Belastungssyndrom der in ihr Studierenden und Lehrenden.

Das alles findet am Ort der Hochschule jedoch kaum seine die Lehrenden und Lernenden miteinander verbindende Selbstthematisierung. Mit den strukturellen Veränderungen der Universitätslandschaft hat die akademische Lebenskultur nicht Schritt gehalten. Bei den Lehrenden hat sie zu einer psychisch kaum verkraftbaren Steigerung des Karrieredruckes geführt. Im Verhältnis zwischen den Lehrenden und Lernenden wiederum ist eine zunehmende „kommunikative Verödung“ (43) die Folge. Obwohl das individuelle Überleben an der Hochschule in immer stärkere Abhängigkeit von sozialen und kommunikativen Fähigkeiten geraten ist, können diese nun doch immer weniger in ihr selber ausgebildet und gefördert werden. Die Situation der Studierenden stellt sich in diesem Kontext des näheren so dar, daß sie gekennzeichnet ist, 1. durch den enormen Anstieg der Studentenzahlen, 2. durch eine deutlich angehobene Verweildauer an der Hochschule (nicht unbedingt der Fachstudiendauer), 3. durch eine starke Zunahme hochschulexterner Erwerbstätigkeit als Finanzierungsquelle für das Studium, 4. durch den Verlust gesicherter Karrierechancen.

In allen diesen strukturellen Veränderungen ist die individuelle Rückbenommenheit der Studierenden freilich unterschiedlich groß. Generell wird von der Studie jedoch die vermutlich zutreffende These von der „abnehmenden Zentralität des Studiums im Leben der Studierenden“ vertreten (60). So redet sie auch selber nicht mehr von Studenten und Studentinnen, sondern von Studierenden. Diese Redeweise ist schließlich ebenfalls Ausdruck des Sachverhalts, daß man das Studium nicht mehr zugleich als hindreichendes Definitionsmerkmal für die persönliche Identität und den sozialen Status junger Menschen in einer bestimmten, zwischen Schule und Beruf liegenden Lebensphase erachtet. Sie gelten vielmehr als Studierende, weil sie eine bestimmte Rolle als akademisch Auszubildende wahrnehmen, mit der sie zu identifizieren sie sich jedoch nur teilweise bereit und in der Lage sehen.

Es sind diese Strukturveränderungen, die das akademische Studium in den letzten 25 Jahren vor allem auf der sozialen Ebene erfahren hat. Sie dürften alle mehr oder weniger bekannt sein. Eher weniger bekannt dürfte hingegen sein, was die Auswertung der von der Studie in Auftrag gegebenen „narrativen Interviews“, zusammen mit der Repräsentativbefragung, zur Wertorientierung der Studierenden, ihrem Verhältnis vor allem zu Religion, Glaube und Kirche ergeben hat. Daraus geht schließlich hervor, daß, nach dem Selbstverständnis heutiger Studierenden beurteilt, Religion und Kirche kaum noch zu der Welt gehö-

ren, in der sie studieren und in der sie mit ihrem schwieriger gewordenen Studium auch irgendwie zurecht kommen müssen. Auf Religion und Kirche angesprochen, notieren sie jedenfalls eine nahezu unüberbrückbar erscheinende kognitive Dissonanz.

Auf der Werteskala der Studierenden rangieren die Selbstbestimmungsfähigkeit, die Entfaltung der eigenen Lebensmöglichkeiten, das Streben nach sozialer Gerechtigkeit und einer ökologischen Politik ganz oben. Mit diesen Werten wird jedoch die Kirche in gar keinen inneren Zusammenhang gebracht. Im Gegenteil, die Kirche steht für Heteronomie, für Intoleranz, für gegenwartspolitische Ignoranz. Diese kaum noch überbietbaren Dissonanzen bedeuten aber keine religionskritische Herausforderung mehr, was sich wiederum daraus erklärt, daß Religion und Kirche in der Frage nach der Relevanz der Lebensbereiche mit Abstand an letzter Stelle stehen. Wenn nicht direkt nach ihnen gefragt wird, sind sie kaum noch im Blick.

Daraus darf allerdings nicht der Schluß gezogen werden, daß heutige Studierende sich alle als areligiös verstehen möchten. „Hypothetische Relevanz“ (102) wird der Religion durchaus zugeschrieben. Es soll nicht ausgeschlossen werden, daß sie in bestimmten Lebenslagen Halt und Orientierung gewähren kann. Dennoch, die Selbstübernahme einer religiösen Lebensauffassung scheidet ganz offenkundig an der unüberbrückbaren kognitiven Dissonanz, in die man sich durch sie versetzt sieht: Denn Selbstbestimmung, Eigenverantwortung und Selbstverwirklichung, die das eigene Leben ausmachen sollen, sie werden im schneidenden Gegensatz zu Religion und Kirche gesehen.

Das ist anders allenfalls dann, wenn das, was „Religion“ sein könnte, mit der existentiellen Tiefendimension in der Reflexion eigener Lebenserfahrung in Zusammenhang gebracht wird. Die so verstandene Religion will dann jedoch auch in gänzlicher Unabhängigkeit von der Kirche gesehen sein (117): „Höchste Zustimmungserfährt die »selbstgemachte« Weltanschauung“ (120). Die kirchliche Religion ist dagegen „von oben“ gemacht und wird schon deshalb abgelehnt (130). Die Kirche ist bürokratische Institution, Herrschaftsapparat, intolerant gegenüber anderen Religionen und Weltanschauungen, unfähig, auf individuelle Weise auf die differenten Einstellungen zum Leben und seinem Sinn einzugehen (139).

Rein statistisch gesehen, sind Studierende allerdings keine schlechteren Kirchgänger als alle anderen auch (142). Sofern sie sich der Kirche verbunden wissen (und nur dann nehmen sie an ihren Gottesdiensten teil), tun sie dies aufgrund ihrer religiös-familiären Sozialisation (165). Das erklärt dann, weshalb am Studienort Studentengottesdienste weitgehend nur von denen besucht werden, die sich durch die Erfahrungen mit ihrer Heimatgemeinde der Kirche verbunden fühlen (143). Es erklärt auch, weshalb ortsgemeindliche und übergemeindliche (Kirchentag) Aktivitäten auf größeres Interesse stoßen, als es z. B. den Studentengemeinden zuteil wird (170). Die Hochschule ist kein Ort, den Studierenden von sich aus mit Religion und Kirche in einen näheren Zusammenhang zu bringen (186). Entweder hält sich eine durch die Primärsozialisation schon aufgebaute Verbundenheit mit der Kirche durch, was sich aber nicht unbedingt im Gang zur Studentengemeinde ausdrücken muß. Oder die Hochschule wird gerade als der Ort erfahren, an dem eine gesellschaftlich auch sonst verbreitete Autonomieanmutung dominant ausgebildet wird. Und dann steht die Kirche gerade für jene Werthaltungen und Verhaltensweisen, von denen man sich befreit wissen möchte.

Verstündlich demnach, daß kirchliche Aktivitäten an der Hochschule nicht nur kaum wahrgenommen werden, sondern daß sie permanent auch gegen das schlechte Image, das die Kirche insgesamt hat, ankämpfen müssen. Dennoch sind Religion und Kirche nach Meinung der Studierenden nicht gänzlich abzulehnen. Wird direkt danach gefragt (dessen allerdings bedarf es auch), dann können sich durchaus hohe Erwartungen an die Präsenz der Kirche an der Hochschule richten. Sie zielen auf die Beteiligung der Kirche an der Diskussion wissenschaftsethischer Fragestellungen, auf die Ermöglichung eines Freiraums für Gruppenaktivitäten ohne Indoktri-

nation, auf die seelsorgerliche Begleitung (175ff). Offensichtlich erscheint die Vorstellung nicht gänzlich abwegig, daß die Kirche auch anders sein könnte, ja es manchmal sogar ist, als es das Bild besagt, das die meisten von ihr mit sich herumtragen.

Die abschließenden „theologischen Grundsatzüberlegungen“ setzen ihren Akzent denn auch völlig zurecht auf die Kontrastsymptome, die sich im empirischen Befund zeigen. „Kirche“ ist vorwiegend ein „Reizphänomen“, ein „hochaktiver kollektiver Komplex“ (240). Dennoch gibt es auch positive Ansatzpunkte für kirchliches Handeln. Sie sind dann gegeben, wenn es der Kirche gelingt, ihr doktrinäres Image dadurch zu unterlaufen, daß sie sich selber für vielfältige individuellreligiöse Selbsteutungsinteressen öffnet, freilich ohne sich – vor allem in ethisch-politischer Hinsicht – in purer Unverbindlichkeit zu verlieren (252).

Entscheidend gilt es jedenfalls, die komplexen, auf Differenzierung und funktionale Spezialisierung gehenden Wandlungsprozesse im Verhältnis von Religion, Kirche, Universität und Gesellschaft im Auge zu behalten. Denn im Zuge dieser Wandlungsprozesse hat sich auch »die« Universität als homogenes Kommunikationsfeld aufgelöst. So kann es jetzt auch nicht mehr »die« Arbeit der Kirche an der Universität geben, sondern nur eine Vielfalt kirchlicher Arbeitsformen auf einem höchst unübersichtlich gewordenen Universitätsgelände. „Differenzierung“, so folgert die Studie völlig richtig, muß nun auch das Lösungswort für die kirchliche Arbeit sein: offenes Angebot personaler Gemeinschaft, Gelegenheit zur Freizeitgestaltung, Gruppen für politisch-soziales Engagement, wissenschaftlich-kulturell-religiös orientierte Diskussionsforen, Gottesdienst und Meditation, seelsorgerliche Hilfe und lockeres Arrangement von Begegnungsgelegenheiten (284).

Reicht die herkömmliche Präsenz der Kirche an der Hochschule in Gestalt vor allem der Studentengemeinden aus, um die notwendigen Differenzierungsanforderungen zu erfüllen? Das ist die entscheidende Frage, die die Studie zuletzt zu bedenken gibt. Und sie neigt dazu, diese Frage eher zu verneinen. Denn die Studentengemeinden sieht sie ausgerichtet vor allem auf die Bildung von (meist kleinen) Erlebnisgemeinschaften, auf die Pflege eines intimen Gruppenmilieus, auf die persönliche Seelsorge. Dieses Angebot ist wichtig und verleiht den Studentengemeinden auch ihr spezifisches Profil. Aber es darf nicht alles sein. Denn es ist der Offenheit kirchlicher Arbeit eher abträglich. Vor allem aber erschwert es die Ausbildung einer dem komplexen Wissenschaftssystem sowohl kompatiblen, wie seine Defizite erfolgreich kompensierenden Reflexionskultur. Dafür aber sollte die Präsenz der Kirche an der Hochschule heute primär eintreten. Die von der EKD-Synode im November 1990 weithin übernommenen „Empfehlungen“ der Studie (318ff sowie 15ff) laufen deshalb im Kern auf die Etablierung neuer Formen der institutionellen Präsenz der Kirche an der Hochschule hinaus. Diese sollen sich orientieren am Vorbild der Evangelischen Akademien, nur daß solche Akademiearbeit nun am Ort der Hochschule und in Kooperation mit Hochschullehrern, Studentengemeinden und Hochschulgruppen erfolgen soll.

Die Empfehlung, kirchliche Arbeit an der Hochschule so zu organisieren, daß sie „die Funktion von evangelischen Hochschulakademien erfüllen könnte“ (323), dürfte in der Tat in die richtige Richtung gehen. Sie würde den Versuch bedeuten, 1. das interdisziplinäre Gespräch auf die Basis einer breiteren Öffentlichkeit zu stellen, 2. die aus der Universität weithin ausgewanderte gesellschaftspolitische Diskussion wieder in sie hineinzunehmen, 3. in der technologisch funktionalisierten Hochschule eine das Interesse des Humanum verfolgende religiöse Reflexionskultur aufzubauen.

So könnte es möglicherweise zu einem den sozio-kulturellen Veränderungen Rechnung tragenden, sich auf kritisch-konstruktive Weise an ihnen

abarbeitenden Dienst der Evangelischen Kirche an der Hochschule kommen. Die Kirche würde nicht nur ihren Auftrag zur lebensdienlichen Kommunikation des Evangeliums am Ort der Hochschule, also in einem für die Entwicklungsfähigkeit des Gemeinwesens hochrelevanten gesellschaftlichen Teilsystem faktisch wahrnehmen. Sie würde dabei so agieren, daß sie dort als hilfreiche Intervention auch tatsächlich verstanden und akzeptiert werden kann.

Es legt sich lediglich der Einwand nahe, ob denn „solche akademieartigen Einrichtungen“, von denen nun gelten soll, daß sie nicht nur in der Form von Expertengesprächen bestehen mögen, sondern in denen auch „Gelegenheit zur informellen Begegnung in Clubatmosphäre“ gegeben sein soll, ja, die sogar um einen „psychosoziale(n) Beratungsdienst und Seelsorgeangebote“ zu erweitern wären (323), tatsächlich eine wesentlich andere Form der Präsenz der Kirche an der Hochschule bedeuten, als sie mit den Studentengemeinden bereits gegeben ist. Gewiß, eine notwendige Akzentverlagerung ihrer Arbeitsformen dürfte es für viele Studentengemeinden zur Folge haben: Weg von der oft bornierten Pflege enger Erlebnisgemeinschaften, hin zur Ausbildung einer der Offenheit und Differenziertheit wissenschaftlicher Diskurse entsprechenden religiös-theologischen Reflexionskultur, Etablierung von Diskussionsforen und interdisziplinären Projekten also, in Zusammenarbeit mit Hochschullehrern und anderen Hochschulgruppen.

Die Studie läßt jedoch selber die Gründe dafür erkennen, weshalb der Aufbau einer solchen Reflexionskultur am Ort der Hochschule mit der Pflege persönlichkeitsbildender, zur Lernfähigkeit allererst verhelfender Erlebnisgemeinschaften verklammert bleiben muß. Die Einrichtung eines Bildungsangebotes (und sei sie noch so wissenschaftsförmig) bedeutet nicht schon, daß dieses Angebot individuell auch wahrgenommen wird. Wird eine solche Einrichtung von der Kirche unterhalten, so steht ihrer Resonanz zudem das von der Studie aufgewiesene Einstellungssyndrom entgegen, wonach Kirche und Religion mit den eigenen Weltanschauungspräferenzen gerade unverträglich erscheinen. Vor aller individuellen Inanspruchnahme kirchlicher Bildungsangebote liegt, so muß man daher auch sagen, eine tiefsitzende Lernblockade auf der Seite derer, für die sie bestimmt sind. Und diese Blockade kann nur abgebaut werden durch eine wiederum persönlich prägende Erfahrung mit einer „anderen“ Kirche. Dazu braucht es die Studentengemeinden. Ihre Attraktivität also gilt es zu stärken. Sie gilt es aus- bzw. umzubauen zum Erfahrungsort einer anderen, offenen, Individualität und Pluralität in sich integrierenden Kirche. Sie sind es, die eine konzeptionelle Auslegung in der von der Studie gewiesenen Richtung brauchen und vor allem solche amtlich in ihr Tätigen, die die Kompetenz mitbringen, sie – in Kooperation sowohl mit den an der Hochschule Lernenden wie mit den dort Lehrenden – auch zu realisieren.

Göttingen

Wilhelm Gräß